

Im Gespräch mit dem Herausgeber äußert Niemöller über seinen Vater: „Mein Vater war ursprünglich Nationalsozialist gewesen und hatte 1933 die absolute Wende vollzogen, weil er erst dann erkannt hatte, was hinter den Nazis steckte. Konkret bedeutete sein Engagement im Kirchenkampf, daß er in Bielefeld und auswärts sehr viele Reden hielt, an Konferenzen teilnahm, Erklärungen verfaßte oder mitverfaßte. Was er einstecken mußte von der anderen Seite, von den Nazis, das waren Schmähartikel in der Zeitung, Mitschriften der Predigten durch Polizeibeamte, Redeverbote für bestimmte Provinzen, Ausweisungen aus bestimmten Provinzen, Verhöre durch die Gestapo, Hausdurchsuchungen und Paßentzug, Polizeihaft, was es alles so gab. Ich würde vermuten, daß er wie sein Bruder Martin im KZ gelandet wäre, wenn er nicht am 1. Kriegstag eingezogen worden wäre. Und da hatte die Gestapo ja keinen Zugriff.“ Anekdotisch werden weitere Momentaufnahmen aus der Kirchenkampfzeit zur Sprache gebracht. Auf die Frage, ob in der Familie die Reden und Predigten von Martin Niemöller gelesen wurden, äußert sein Neffe: „Es gab eine Tante, eine Schwester meines Vaters und von Martin, die verschickte alle Reden und Predigten von Onkel Martin familienweit. Tante Magdalene, eine alte Jungfer, die immer Topflappen strickte. Deren Topflappen benutze ich heute noch, sie sehen nicht mehr ganz neu aus, aber sie sind noch voll tauglich. Und telefonisch gab's auch immer Kontakte innerhalb dieser weiteren engmaschigen Familie. Jede Woche ein Anruf, gnadenlos, und so 'was hält ja denn auch zusammen.“

Der vorzüglich gestaltete kleine Katalog ermöglicht, soweit Bilder und Bücher das vermögen, die Begegnung mit einem umtriebigen, in sehr unterschiedlichen Bereichen aktiven, traditionell kirchlich geprägten (Lebens-) Künstler, der seine Wurzeln nicht verleugnet, aber auch sehr eigene Wege gegangen ist – und noch geht. Das Büchlein erweist sich so als originäres Zeugnis protestantischen Eigensinns; ein bunter Mosaikstein zur Mentalitätsgeschichte des Protestantismus im 20. Jahrhundert.

Reinhard van Spankeren

*Theodor Strohm (Hg.), Diakonie in Europa. Ein internationaler und ökumenischer Forschungsaustausch* (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts an der Universität Heidelberg, Bd. 8), Heidelberger Verlagsanstalt, Heidelberg 1997, 518 S.

„Drei Herausforderungen sind es vor allem“, so resümierte der durch seine bisher dreibändige Geschichte der Armenfürsorge hervorgetretene Sozialhistoriker Christoph Sachße 1994, „denen sich heute die Verbände der freien Wohlfahrtspflege in Deutschland konfrontiert sehen: Der Prozeß der deutschen Wiedervereinigung, der Prozeß der Einigung Europas und die Auflösung der traditionellen sozialen und kulturellen Milieus, die die Verbände bislang getragen haben.“ Dafür, daß das nicht nur eine Erkenntnis von außen bleibt,

sondern daß die genannten Herausforderungen auch innerkirchlich und diakonisch aufgenommen werden, sorgt seit vielen Jahren das Diakoniewissenschaftliche Institut an der Universität Heidelberg unter der Leitung von Theodor Strohm. Zwei Publikationsreihen mit zusammen bisher gut zwanzig Bänden sind zu nennen: Die Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts und die Diakoniewissenschaftlichen Studien. Kennzeichen nahezu aller Bände ist, daß sie keine angeblich überzeitliche Sozialethik betreiben, sondern es wird auch da explizit historisch argumentiert, wo nicht, wie etwa bei der Hälfte aller Bücher, genuin diakoniegeschichtliche Themen dargestellt werden.

Der hier vorzustellende Sammelband liegt auf der Linie dieses Programms und widmet sich der Herausforderung Europa. Zwanzig Beiträge hochrangiger Fachgelehrter, Kirchenvertreter und Sozialpolitiker aus dem In- und Ausland hat der Herausgeber in dem Sammelband zusammengestellt, der damit zugleich einen langjährigen, intensiven „internationalen und ökumenischen Forschungsaustausch“ dokumentiert. Für eilige Leser faßt Theodor Strohm die Ergebnisse dieses Forschungsaustausches in seiner Einleitung über „Die diakonisch-soziale Verantwortung der Kirchen im europäischen Einigungsprozeß“ zusammen. Wer mehr Lesezeit aufbringen kann, erfährt Grundsätzliches über Diakonie und Wohlfahrtspflege in der Russisch-Orthodoxen Kirche und in der griechisch-orthodoxen Kirche, über Armut, Reichtum und karitative Arbeit der katholischen Kirche in Italien, über das diakonische Selbstverständnis der Waldenser Kirche, über die diakonisch-soziale Arbeit der Church of England und die Diakonie der Evangelisch-methodistischen Kirche, schließlich über Diakonie in den Niederlanden, in Frankreich, der Schweiz und in Skandinavien. Den ersten Teil des Buches, der unter der Überschrift „Diakonie im europäischen Einigungsprozeß – Zugänge zur Theologie der Diakonie europäischer Kirchen“ steht, beschließt der Aufsatz von Ernst Petzold über die „Diakonie als Wesens- und Lebensäußerung der Kirche und als Spitzenverband der Freien Wohlfahrtspflege in Deutschland“. Diese konzise Studie des langjährigen Direktors des Diakonischen Werkes – Innere Mission und Hilfswerk – der Evangelischen Kirchen in der DDR und späteren Vizepräsidenten des Diakonischen Werkes der EKD eignet sich hervorragend als – theologisch orientierte – knappe Einführung in Grundbegriffe, Grunddaten, Grundlinien und aktuelle Grundprobleme der Diakonie in Deutschland.

Im zweiten Teil des Buches werden „Aufgaben und Herausforderungen für die diakonisch-soziale Zusammenarbeit in Europa“ vorgestellt. Hier dominieren stärker gegenwartsbezogene Themen der Europapolitik (Systeme sozialer Sicherung, Armutsbekämpfung, Arbeitsmarktpolitik, Integration von Behinderten, Migration usw.), immer aber mit der perspektivischen Fragestellung nach der sozialen Verantwortung der Kirchen.

„Diakonie in Europa“ erweitert den Horizont dieses primär landesgeschichtlich orientierten Jahrbuchs. Macht es Sinn, Europafragen und Territorialkirchengeschichte zusammenzubringen? Ich denke schon, denn das kommende Europa wird ein Europa der Regionen sein. Diese Nachbarregionen

mit ihren kulturellen und religiösen, ihren sozialen und politischen Traditionen kennenzulernen, scheint mir wichtig. Auch in dieser Hinsicht habe ich das Buch gerne gelesen und möchte es vorbehaltlos empfehlen.

Reinhard van Spankeren

*Bernd Hey (Hg.), Der Westfälische Frieden 1648 und der deutsche Protestantismus (Religion in der Geschichte, Bd. 6; Studien zur deutschen Landeskirchengeschichte, Bd. 3), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 1998, 218 S., geb.*

Jubiläen großer geschichtlicher Ereignisse finden nicht nur durch Festakte und Ausstellungen allgemeine Aufmerksamkeit, sie regen auch die Forschung durch den historischen Rückbezug an. Das zeigte ein Symposium mit dem Thema „Der Westfälische Friede 1648 und der deutsche Protestantismus“, zu dem der Verein für Westfälische Kirchengeschichte aus Anlaß seines hundertjährigen Bestehens die deutschen evangelischen Territorialkirchengeschichtsvereine vom 26. bis 28. September 1997 nach Lengerich eingeladen hatte. Nachdem bereits im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte, Band 92, 1998, über den Verlauf des Symposions berichtet wurde, liegen nun die meisten der in Lengerich gehaltenen Referate in Buchform vor. Sie geben ein perspektivreicheres Bild über die Veränderungen, die der Westfälische Frieden für den Protestantismus mit sich brachte.

Der einleitende Aufsatz von Wilhelm H. Neuser untersucht die Auswirkung des Normaljahrs 1624 auf den kirchlichen Besitzstand und die Religionsfreiheit in Westfalen. Der Beitrag hält sich genau an die durch das Symposium vorgegebene Thematik. Nach den Artikeln V und VII des Osnabrücker Friedensvertrages entschied bekanntlich der 1. Januar 1624 über den konfessionellen Besitzstand. Der Friedensvertrag nannte an sechs Stellen westfälische Städte und Territorien: Das Bistum Paderborn wurde in seinem Bestand nicht angetastet. Das Bistum Minden fiel als Entschädigung für Vorpommern an Brandenburg. Die Grafschaft Nassau-Siegen sollte im Besitz des Grafen Moritz von Nassau und seiner Brüder bleiben. Im Bistum Osnabrück, zu dem das kleine westfälische Amt Reckenberg gehörte, sollten sich ein katholischer und ein evangelischer Bischof regelmäßig abwechseln. Für die Grafschaften Ravensberg und Mark wurde zu einem „Gerichtsverfahren“ oder „gütlichen Vergleich“ an den Kaiser verwiesen, weil über die Klevische Erbfolge erst provisorisch entschieden war. Für die westfälischen Gemeinden Recke, Ibbenbüren, Mettingen und Brochterbeck galt das Normaljahr 1624 nicht, weil die Obergrafschaft Lingen zum Zeitpunkt des Westfälischen Friedens zu den Niederlanden gehörte und der spanisch-niederländische Vertrag von Münster den Niederlanden die staatliche Selbständigkeit brachte. Diese Gemeinden konnten trotz des Normaljahrs evangelisch bleiben. Neuser wendet sich sodann besonders den Auswirkungen des Normaljahrs auf die gemischt-konfessionellen Gebiete Westfalens zu und bringt eine Fülle interessanter Details. Mit Recht ver-